

CHRISTINA MORINA
DIE ERFINDUNG DES MARXISMUS

CHRISTINA MORINA

**Die Erfindung des
MARXISMUS**

Wie eine Idee die Welt eroberte

Siedler

Dieses Buch beruht auf einer 2016 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena eingereichten Habilitationsschrift.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Erste Auflage
Oktober 2017

Copyright © 2017 by Siedler Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Rothfos + Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: © Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo

Lektorat: Heike Specht, Zürich

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2017

ISBN 978-3-8275-0099-1

www.siedler-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Meinen Eltern

Inhalt

PROLOG	
Marxismus als Generationsprojekt	9
I SOZIALISATION	
Geboren ins 19. Jahrhundert:	
Familiäre Herkunft und Prägung	23
Erstes Unbehagen: Bildungswege und Weltansichten	63
Erste Lektüren: Literatur und Gefühl	115
II POLITISIERUNG	
Wege zum Marxismus I:	
London, Paris, Zürich, Wien (1878–1888)	149
Aneignung als Übersetzung: Guesde und Jaurès	157
Die Meisterschüler: Bernstein und Kautsky	199
Sammlung in Theorie und Praxis:	
Adlers verspäteter Marxismus	227
Wege zum Marxismus II:	
Genf, Warschau, St. Petersburg (1885–1903)	249
Die Soziale Frage als politische Frage:	
Plechanows Hinwendung zu Marx	253
Die Soziale Frage als Machtfrage: Struve und Lenin	279
Engagierte Wissenschaft: Luxemburg	323
III ENGAGEMENT	
Das erste Gebot:	
Radikales Studium der Wirklichkeit – Über Elend	347
Elendes Leben: Begegnungen in der Wirklichkeit	355
Elendes Schuftentum: Großstadt als Moloch, Arbeit als Sklaverei	377

Das zweite Gebot: Philosophie als Praxis – Über Revolution	401
Revolution als Vision und Programm: Erwartungen, Theorien, Handlungsperspektiven	409
Erfüllung? »Generalprobe« in St. Petersburg 1905/06	427
SCHLUSS	
Von Marx zum Marxismus – oder: Über Feldforscher, Bücherwürmer und Abenteurer	475
ANHANG	
Dank	491
Anmerkungen	493
Quellen- und Literaturverzeichnis	549
Personenregister	581
Bild- und Zitatnachweise	587

PROLOG

Marxismus als Generationsprojekt

Politik wird mit dem Kopfe gemacht, nicht mit anderen Teilen des Körpers oder der Seele. Und doch kann die Hingabe an sie, wenn sie nicht ein frivoles intellektuelles Spiel, sondern menschlich echtes Handeln sein soll, nur aus Leidenschaft geboren und gespeist werden.¹

MAX WEBER

Es gibt historische Fragen, die es wert sind, immer wieder neu gestellt zu werden. Nicht nur, weil wir auf sie bisher keine zufriedenstellenden Antworten gefunden haben, sondern auch, weil diese Antworten je nach der Perspektive des Fragenden immer wieder anders ausfallen. Eine dieser Fragen hat der berühmte marxistische Historiker Eric Hobsbawm Anfang der 1970er Jahre wie folgt formuliert: »Warum werden Männer und Frauen Revolutionäre«? Seine überraschend persönliche Antwort lautete damals: »Zunächst einmal, weil sie glauben, daß das, was sie subjektiv vom Leben wollen, nicht ohne eine fundamentale Veränderung der ganzen Gesellschaft erreicht werden kann.«² Nicht die große Utopie, sondern der Blick auf die persönliche und gesellschaftliche Gegenwart sowie die nahe Zukunft inspiriere das Engagement von Revolutionären. Die Entstehungsgeschichte des Marxismus, einer als »revolutionär« erachteten Theorie der *wirklichen* Welt, lässt sich demnach als die Geschichte vieler individueller Versuche verstehen, mithilfe der Gedanken von Karl Marx die subjektive, kleine Gegenwart in eine objektive, große Zukunft zu transformieren. Von der europaweiten Aneignung und Weitergabe dieser Gedanken durch die erste Generation marxistischer Intellektueller handelt dieses Buch.

Im Zentrum dieser Versuche, die bestehende Gesellschaft fundamental zu verändern, stand die Debatte um die Lösung der sogenannten Sozialen Frage, die im Laufe des 19. Jahrhunderts in allen politischen Lagern mit wachsender Dringlichkeit diskutiert wurde. Folglich

kann man den Aufstieg des Marxismus als *einen* Antwortversuch auf diese Frage verstehen. In keiner anderen politischen Bewegung im »Zeitalter der Ideologien« wurde der Anspruch, ihr »theoretisches« Verständnis mit der als »Praxis« verstandenen Veränderung der sozialen Wirklichkeit in Einklang zu bringen, so leidenschaftlich vertreten wie unter den Anhängern der Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.³ Zu ihnen gehörten die Hauptfiguren der hier zu erzählenden Geschichte: die zwischen 1845 und 1870 in Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und Russland geborenen Karl Kautsky, Eduard Bernstein, Rosa Luxemburg, Victor Adler, Jean Jaurès, Jules Guesde, Georgi W. Plechanow, Wladimir I. Lenin und Peter B. Struve. Sie alle gehörten zur geistigen Gründergeneration des Marxismus.⁴

Aus einer Perspektive, die Erfahrungs- und Ideengeschichte miteinander verbindet, untersuche ich das sozialkritische Engagement dieser acht Männer und einer Frau als vergleichbare politische Hingabebewegung. Das dabei entstehende gruppenbiografische Porträt rekonstruiert die Anfänge der marxistischen Weltanschauung anhand der individuellen Sozialisations- und Politisierungserfahrungen einer kleinen Gruppe von Intellektuellen, die die öffentliche Thematisierung der Sozialen Frage zu ihrem Lebensinhalt machten. Sie stiegen im Zuge dieser Hingabe in ihren jeweiligen Ländern zu den tonangebenden Theoretikern *und* Praktikern des marxistischen Sozialismus auf und prägten damit das »Goldene Zeitalter« des Marxismus.⁵ Ausgehend von der Beobachtung, dass sie sich spätestens mit Mitte 30 eine maßgebende Rolle in ihren nationalen Bewegungen erarbeitet, viele ihrer wichtigsten Werke publiziert und, ob mit oder ohne formelles Amt, ein einflussreiches politisches Mandat erworben hatten, konzentriert sich meine Untersuchung auf ihre Lebenswege bis ins mittlere Erwachsenenalter hinein – auf ihr politisches *coming of age*.⁶

Die Marxismus-Geschichtsschreibung führt heute, mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Ende des Kalten Krieges, nur noch eine Nischenexistenz. Im Gegensatz dazu wird dem Namensgeber dieser Weltanschauung, Karl Marx, seit einigen Jahren ein erstaunlich hohes Maß an Aufmerksamkeit zuteil, was sich in einer Vielzahl von philosophischen, politikwissenschaftlichen, soziologischen, biografischen

und künstlerischen Veröffentlichungen niederschlägt. Sein Hauptwerk, *Das Kapital*, ist als Theaterstück inszeniert worden, es wird in Radio-Vortragsreihen aus allen denkbaren intellektuellen und politischen Gegenwartspositionen heraus neu gelesen, und das Leben des *Jungen Karl Marx* kam im Frühjahr 2017 sogar in die Kinos. Die Ernsthaftigkeit und Verve, mit denen sich gerade die akademische Öffentlichkeit mit den Inhalten der Marx'schen Schriften beschäftigt und nach deren Gültigkeit fragt, kommt paradigmatisch in jenem Titel zum Ausdruck, den der französische Ökonom Thomas Piketty seiner gewichtigen, weit über Marx hinausgehenden Analyse der globalen Verteilungsgeschichte gegeben hat: *Das Kapital im 21. Jahrhundert*.

Einerseits lässt sich dieses Interesse mit der Routine erklären, mit der heute alle möglichen Jubiläen und Jahrestage thematisiert und inszeniert werden – Marx' Geburt 1818, die Erstveröffentlichung des *Kapitals* 1867 oder der Ausbruch der Oktoberrevolution 1917. Andererseits ist seit der Finanzkrise von 2008 von einer tiefgehenden Krise des kapitalistischen Systems die Rede, und eine Rückbesinnung auf den Begründer der Kapitalismuskritik erscheint daher durchaus plausibel. Doch spricht aus diesen vielfältigen Annäherungen ein Aktualisierungsbedürfnis, das uns leicht vergessen lässt, wie außergewöhnlich es ist, dass sich die Nachwelt derart intensiv mit den Urschriften des (ungefragten) *spiritus rector* eines der zerstörerischsten Sozialexperimente in der Menschheitsgeschichte befasst. Selbst die zum 200. Geburtstag von Marx veranstalteten wissenschaftlichen Konferenzen fragen eher danach, was dieser »uns heute noch zu sagen hat« – als enthielte sein Werk eine ewig gültige Urwahrheit –, als danach, was Marx als Person und Denker, historisch gesehen, so einzigartig und wirkmächtig gemacht hat. Häufig sind diese Annäherungen von gesellschaftskritischer Utopiesehnsucht (»Neosozialismus«, »Postkapitalismus«) oder erinnerungspolitischem Gedenkwillen (»Aufarbeitung«) durchdrungen – Motiven, die selbstverständlich ihre Berechtigung haben, den Versuch eines historischen Verstehens aber eher erschweren als befördern.

Man kann die Frage nach der Anziehungskraft des Marx'schen *Ceuvres*, die teilweise bis heute fortbesteht, nur hinreichend beantworten, wenn man dessen historischen Ort und Entstehungszusammen-

hang, also dessen Zeitlichkeit, berücksichtigt. Ein solcher eher auf Historisierung denn auf Aktualisierung angelegter Ansatz ist dabei natürlich selbst nicht frei von aktualisierenden Impulsen. Das vorliegende Buch versucht diese aber mittels neuer Fragen und Quellenzugänge analytisch zu fassen und damit die Marxismus-Geschichtsschreibung am Beginn des 21. Jahrhunderts auf bisher noch unbetretene Pfade zu führen. Was bedeutet weltanschauliches – religiös, politisch, ökologisch oder kulturell inspiriertes – Engagement? Welcher Zusammenhang besteht zwischen Lebenswelt und Politik, zwischen Weltaneignung und Weltanschauung? Wie erklärt man sich Radikalisierung? Wie ticken Revolutionäre?

Über die bis heute meist theorieimmanente oder diskursgeschichtlich ausgerichtete Marxismus-Forschung hinaus zeichnet dieses Buch damit den Ursprung der marxistischen Weltanschauung erstmals aus einer erfahrungsgeschichtlichen Perspektive nach und begreift sie als eine Form modernen politischen Engagements. Zugleich macht es jene sozialen Zustände sichtbar, auf die diese Intellektuellen-Bewegung in ihrem Ursprung reagierte. Es reiht sich damit in zwei jüngere Forschungstendenzen ein, die einerseits die Geschichte der Arbeiterbewegung um biografische Perspektiven erweitern und andererseits zur sozialen Bewegungsforschung hin öffnen.⁷

Mein Gruppenporträt rekonstruiert das politische *coming of age* der Protagonisten aus einer individualbiografischen Perspektive und stellt damit – ähnlich wie Thomas Welskopp in seiner Studie über die frühe deutsche Sozialdemokratie – neue Fragen an »alte Bekannte«: Auf welchen Sozialisationswegen vollzog sich die Hinwendung zu Marx bei seinen ersten, bald sehr einflussreichen »Epigonen« in Europa? Welche Rolle spielten dabei Herkunft, Elternhaus, Schul- und universitäre Bildung, musische und literarische Interessen oder die Berufswahl? Welches »soziale Wissen« hatten die Vorkämpfer für die Befreiung der »Arbeiterklasse« eigentlich von den Arbeits- und Lebensbedingungen abhängig Beschäftigter? Auf welche Erfahrungen griffen sie zurück, wenn sie darüber nachdachten, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen die Soziale Frage gelöst werden könne? Wie hingen ihre oft eklektischen Lektüren – von der Belletristik über die Philosophie und Naturwissenschaft bis hin zum entstehenden

marxistischen Kanon –, ihre Alltagsbeobachtungen der Fabrik-, Industrie- oder Landarbeit und ihr politisches Engagement in den sich formierenden Arbeiterbewegungen zusammen? Und welche Rolle spielten dabei die Bücher von Karl Marx?⁸

Die Auswahl der neun Protagonisten ergibt sich aus dem ideengeschichtlichen Gewicht ihrer Schriften und Reden, aus ihrer Rolle bei der popularisierenden Übersetzung und Verbreitung des Marx'schen Textkorpus in Deutschland, Österreich, Frankreich und Russland zwischen 1870 und 1900 sowie aus ihrem Selbstverständnis als »marxistische Intellektuelle«.⁹ Denn hinsichtlich ihres politischen Denkens, ihrer Intentionen und Interventionsstrategien einte sie eine spezifische, eben *marxistische* Auffassung des »eingreifenden Denkens«, das Ingrid Gilcher-Holtey in Anlehnung an Michel Foucault wie folgt definiert hat: Sie wollten als »Vermittler von Bewusstsein« fungieren, sahen ihre Aufgabe darin, »gestützt auf die Einsicht in die gesellschaftliche Entwicklung, Handlungskriterien zu entfalten und Handlungen zu orientieren« sowie diesen »Emanzipationskampf [...] auch zu organisieren, zu lenken und anzuleiten«. Adressat ihres Engagements war das »revolutionäre Subjekt«.¹⁰ So wie marxistische Intellektuelle »das Proletariat« als Träger einer universalen historischen Entwicklung sahen, verstanden sie sich selbst als »Repräsentanten des Universalen«. Sie glaubten, »ein wenig das Gewissen aller zu sein«, wie es Foucault ausdrückte.¹¹ Daraus leiteten sie sowohl den Anspruch als auch die Zuversicht ab, mittels ihrer intellektuellen Fähigkeiten die Welt nachhaltig verändern zu können.¹²

Wenn im Folgenden vom Engagement marxistischer Intellektueller die Rede ist, so meint dieser Intellektuellen-Begriff weder eine soziologische Kategorie oder »Sozialfigur«¹³ noch eine ephemere soziale Rolle. Vielmehr soll er – ergänzt um einen präziser als üblich umrissenen Engagement-Begriff – ein spezifisches politisches Selbstverständnis reflektieren, ohne das die Entstehung des Marxismus nicht zu verstehen ist.¹⁴ Marxistische Intellektuelle übten nicht »Kritik als Beruf«¹⁵ aus, sondern sie folgten einer Berufung. Obwohl sie das immer wieder behaupteten, standen sie den gesellschaftlichen Zuständen, die sie kritisierten, nicht »objektiv« und »distanziert« gegenüber, sondern »engagiert«, wie es Norbert Elias in seiner Kritik der

stets potentiell befangenen »Menschenwissenschaften« ausgedrückt hat. Sie vermischten in ihren Schriften routiniert Analyse und Prognose, »Ist-« und »Sollfragen«. ¹⁶ Damit zeugen diese Schriften von einer »nachhaltigen politischen Leidenschaft«, die aus einer dauerhaften, sowohl kognitiven als auch emotionalen Befasstheit mit der gesellschaftlichen Gegenwart – jedoch nicht notwendigerweise aus persönlicher Betroffenheit – über die eigene Lebenswelt hinaus erwuchs. ¹⁷ Der Marxismus wird hier also erstmals auch aus einer emotionsgeschichtlichen Perspektive untersucht und so ein Forschungsfeld bereichert, das gerade in Bezug auf die Motive und Formen politischen Engagements innerhalb der »alten« und »neuen« sozialen Bewegungen noch relativ am Anfang steht. ¹⁸

Die drei Teile des Buches – Sozialisation, Politisierung, Engagement – gehen der Frage nach dem Zusammenhang von Welterfahrung und Weltanschauung in der frühen Marx-Aneignung systematisch nach. Diese Frage ist von der Grundannahme inspiriert, dass das »Studium der wirklichen Welt« als das erste Gebot des Marxismus galt. ¹⁹ Innerhalb des einzigartigen Laboratoriums sozialer Ideen, in dessen Kontext er entstand, hob sich der Marxismus mit seinem programmatischen Wirklichkeitsrekurs deutlich von allen anderen politischen Weltanschauungen ab. Dies war ein wichtiger Grund für seine weit ins 20. Jahrhundert hineinreichende, teils schöpferisch, teils zerstörerisch wirkende intellektuelle, emotionale und politische Ausstrahlungskraft. ²⁰ Dieses Wirklichkeitsgebot rechtfertigt nicht nur eine erfahrungsgeschichtliche Untersuchung des frühen Marxismus, sondern fordert diese geradezu heraus.

Dafür lohnt der Blick zurück auf dessen Ursprünge. Der junge Karl Marx hatte 1844 einen seiner wichtigsten Texte, *Zur Kritik an der Hegelschen Rechtsphilosophie*, mit einer bombastischen Mischung aus Religionskritik und Wirklichkeitsdrang eingeleitet. Es sei an der Zeit, dass sich der Mensch der »Illusionen über seinen Zustand« entledige und damit die Voraussetzungen für die »Forderung seines *wirklichen* Glücks« schaffe. Der Mensch selbst müsse ins Zentrum der politischen Philosophie rücken. »*Ad hominem*« müsse die Theorie ihre Einsichten »demonstrieren«, »radikal« werden: »Radikal sein ist die

Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst«. ²¹ So lautete Marx' prometheischer Appell an die Philosophie als »Praxis«. Die klassische Philosophie verhalte sich zum »Studium der wirklichen Welt« doch nur wie »die Onanie zur Geschlechtsliebe«. ²²

Diesen alles andere als frivol gemeinten Appell suchte er später in einer Vielzahl oft unfertiger Schriften einzulösen, reduziert indes auf die »Demonstration« des Menschen als materiell abhängigem Wesen. ²³ Dieser später als »materialistische Geschichtsauffassung« bezeichnete Ansatz war vor allem »eine Anleitung zum Studium, kein Hebel zur Konstruktion à la Hegelianertum«, mahnte der betagte Engels. Sie war nichts weniger als ein dekonstruktivistisches Großprogramm, denn »die ganze Geschichte muß neu studiert werden, die Daseinsbedingungen der verschiedenen Gesellschaftsformationen müssen im einzelnen untersucht werden, ehe man versucht, die politischen, privatrechtlichen, ästhetischen, philosophischen, religiösen etc. Anschauungsweisen, die ihnen entsprechen, aus ihnen abzuleiten«. ²⁴ Dies war indes keine Anleitung zum Studium *ad hominem*, sondern vielmehr *ad societatem*, was dem schon in der *Deutschen Ideologie* geäußerten Grundgedanken entsprach, dass der Mensch »kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum« sei, sondern »in seiner Wirklichkeit [...] das *ensemble* der gesellschaftlichen Verhältnisse«. ²⁵ Noch heute gelten Marx und Engels aufgrund dieser Einsicht in die gesellschaftliche Bedingtheit des menschlichen »Wesens«, und damit Wissens, als die Begründer der Wissenssoziologie – und viele ihrer Werke zugleich als Klassiker der Soziologie. ²⁶

Alle neun marxistischen Intellektuellen fühlten sich dieser Einsicht und Aufforderung verpflichtet. Ihren individuellen Sozialisationswegen, Marx-Lektüren sowie ihren in Selbstzeugnissen und Schriften überlieferten Versuchen, dieser Herausforderung im Zeitalter des »Tatsachenblicks« (Wolfgang Bonß) gerecht zu werden, widmet sich diese Studie. Dabei zeigt sich, dass die von Marx und Engels geforderte »tatsachenempirische« Wirklichkeitsaneignung unter der Fahne der überwundenen Trennung von Theorie und Praxis nicht nur die realistische Erkenntnis der Gegenwart versprach, sondern

auch auf die nahe Zukunft gerichtete politische Handlungsoptionen.²⁷ Die daraus abgeleitete Kapitalismuskritik beanspruchte eine »universale« Wirklichkeitsgeltung«, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts »angesichts des offen sichtbaren Gegensatzes von Lohnarbeit und Kapital fraglos wahr erschien und immer wieder handlungsbezogen bestätigt werden konnte.«²⁸ Schaut man auf die Lektüren des Marx'schen Oeuvres und die Blicke der Protagonisten auf die sozialen Zustände ihrer Zeit, wird der Marxismus als aus alltagsweltlichen und intellektuellen Quellen gespeister Versuch nachvollziehbar, ein umfassendes und zeitnah umsetzbares Programm zur Veränderung »der Wirklichkeit« zu entwickeln.

Die Anziehungskraft dieses Programms lag demnach für die Protagonisten vorrangig nicht in einer vage angedeuteten utopischen Perspektive, sondern im konkret eingeforderten, »wissenschaftlichen« Gegenwartsbezug. Sie zogen aus Marx' Werk primär ein auf das Hier und Jetzt gemünztes Erkenntnisversprechen, keinen nur auf das Morgen gerichteten Zukunftsglauben. Für sie war der Marxismus eigentlich ein nie abgeschlossenes Studium der »wirklichen« Welt in Geschichte und Gegenwart, dem sie sich, wenn auch auf unterschiedliche Weise, mit beträchtlicher Ausdauer widmeten. Entsprechend kann ihre sich über Jahre hinziehende Hinwendung zu Marx auch nicht als »Konversion« zu einem »säkularen Glauben« beschrieben werden, wie es Thomas Kroll in seiner gruppenbiografischen Studie kommunistischer Intellektueller nach 1945 getan hat.²⁹ Eher war dies ein langwieriger Internalisierungsprozess, eine Art tertiäre Sozialisation in eine »neue Wirklichkeit«, der man sich »nicht nur halben Herzens, sondern mit allem, was subjektiv [sein] Leben ist«, hingab.³⁰ Mit dem hier unternommenen Versuch, den frühen Marxismus lebensgeschichtlich zu erzählen, ihn als »gelebte Erfahrung«³¹ zu verstehen, betreten wir somit historiografisches Neuland.

Im Interesse eines solchen Neuanfangs wird der Marxismus hier nicht als eine in sich geschlossene politische Ideologie, sondern als Weltanschauung verstanden. Weltanschauungen sind Wilhelm Dilthey zufolge »Interpretationen der Wirklichkeit«, die eine »innere Beziehung der Lebenserfahrung zum Weltbild enthalten«, und er zählte Marx' Materialismus zu den »philosophischen Weltanschauungen.«³²

Diese Einordnung unterstreicht, dass es sich dabei um einen Sinnzusammenhang handelt. Man kann, anknüpfend an jüngere Überlegungen zur Weltanschauungsgeschichte im Zeitalter der ideologischen Konfrontation, die These vertreten, dass auch der Marxismus einen »nicht-religiösen Horizont bereitstellt[e], vor dem jedes spezielle Wissen einen ›höheren‹ Sinn, subjektive Wahrnehmungen eine einheitliche Perspektive und Handlungen einen moralischen Wert erhalten«. ³³ Neben dieser weiteren Ebene ist Marxismus im engeren Sinne aber zugleich auch ein Sammelbegriff für die »epigonale Rezeption der Lehren von Marx«. ³⁴ Er entstand im Grunde erst im Zuge dieser Rezeptionen, welche auch die Protagonisten selbst sowohl als weltanschaulichen als auch als wissenschaftlichen Lern- und Aneignungsprozess verstanden.

Der Fokus auf den individuellen Sozialisationswegen und Weltaneignungsweisen unserer neun Protagonisten bis ins mittlere Erwachsenenalter hinein ermöglicht es, den Marxismus sozusagen im Prozess seiner Entstehung zu beobachten. Zugleich greife ich damit die von Hans-Ulrich Wehler in Bezug auf die deutsche Sozialdemokratie aufgeworfene Frage nach den Ursachen des durchschlagenden Erfolges der »Sprache des Marxismus« im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auf und erweitere sie sowohl in geografischer als auch in ideengeschichtlicher Hinsicht: Wie kam es, dass die von Marx und Engels verfassten Texte in so verschiedenen Orten und Kontexten und in den Köpfen so unterschiedlicher Zeitgenossen eine derart nachhaltige Faszinations- und Überzeugungskraft entfalten konnten – selbst für jene, die sich, wie Bernstein und Struve, irgendwann zum Revisionisten beziehungsweise Liberalen wandelten? ³⁵ Anhand der eng miteinander verbundenen Marx-Aneignungen der Protagonisten in Paris, London, Zürich, Genf, Wien, Stuttgart, Warschau und St. Petersburg kann die Gründungsgeschichte des Marxismus auf diese Weise als Generationsprojekt erzählt werden. Dieses beruhte auf weit mehr als auf der Lebensleistung von Friedrich Engels, den Tristram Hunt als »Erfinder des Marxismus« dargestellt hat. ³⁶

Die Angehörigen dieser Gründergeneration standen in einem stetigen schriftlichen und mündlichen Austausch, sie bildeten ein grenzübergreifendes Netzwerk, das einerseits auf einer diskursiv-

virtuellen Verbundenheit und andererseits auf persönlicher, teils gar freundschaftlicher Vertrautheit beruhte. Auch wenn man sich oft und intensiv stritt, überwog vor 1914 das Gefühl einer Gesinnungsgemeinschaft, einer »freiwillige[n] Vereinigung von Gleichgesinnten«, wie Karl Kautsky sein Parteiideal selbst noch auf dem Höhepunkt der Revisionismusdebatte umschrieb.³⁷ Alle hier in den Blick genommenen Marxisten beherrschten mehrere Sprachen, waren durch Bildung, Exil und Auslandsreisen mit den Verhältnissen in anderen Ländern vertraut, trafen sich auf Kongressen und Parteitagungen und kommunizierten sowohl privat in Briefen als auch öffentlich in Zeitschriften, Zeitungen und theoretischen Schriften. Man übersetzte und publizierte sich gegenseitig und befand sich so in einem ständigen, teils sehr intensiven, teils nur flüchtigen Austausch. Dieses Netzwerk spielte als Erfahrungsraum eine bedeutende Rolle, und die jüngere Forschung hat gezeigt, dass jenseits des Schlagworts vom »Internationalismus« eine komplexe Geschichte persönlicher und grenzüberschreitender, realer wie imaginerter Vernetzung, Mobilität und Solidarität zu schreiben ist.³⁸

Entsprechend umfangreich und vielfältig ist die Quellenbasis dieser Studie. Sie bezieht veröffentlichte und unveröffentlichte Briefe, Tagebücher, Notizen, Zeichnungen und autobiografische Texte ebenso ein wie die publizierten Reden und Schriften der Protagonisten. Im Laufe der Recherchen vor allem im *Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis* in Amsterdam wurde allerdings deutlich, dass ich mich keineswegs auf die Relektüre bekannter Quellen beschränken musste, finden sich dort doch eine Reihe von Selbstzeugnissen, die bisher wenig oder gar keine Beachtung gefunden haben.³⁹ Beispielhaft seien die Familienbriefe, Schulaufsätze, Zeichenbücher und Romanmanuskripte in den Nachlässen von Karl Kautsky, Victor Adler und Jules Guesde genannt oder die von Alexander Stein und Paul Frölich verfassten politischen Memoiren, in denen Rosa Luxemburg eine prominente Rolle spielt.⁴⁰ Primär jedoch ging es bei den Archivrecherchen für diese Arbeit nicht um die Hebung unbesehener »Schätze«. Vielmehr enthalten die vielen lange bekannten Quellen sowie die umfangreiche biografische Literatur Aussagen und Hinweise über die individuellen Weltaneignungsweisen, Lektüre- und

Lebenserfahrungen, die einer vergleichenden *coming-of-age*-Studie reichhaltiges Material bieten.

Dieses Buch taucht somit auf der Suche nach den Anfängen der Marx-Begeisterung tief in die Lebenswelten von acht Männern und einer Frau ein – eine Gruppe von hochpolitischen, sensiblen, an den politischen und sozialen Zuständen ihrer Gegenwart interessierten jungen Menschen; couragiert, ambitioniert, mobil, vielsprachig, wissensdurstig, streitlustig, idealistisch und mit einem besonderen Glauben an die eigenen Wirkungschancen ausgestattet. Taucht man dieses Gruppenbild mit Dame in ein weniger wohlwollendes Licht, entfaltet sich hier das Porträt einer Gemeinschaft von sinnsuchenden, eklektisch und doch systematisch lernenden, aktionistischen, ehrgeizigen, rechthaberischen Weltverbesserern, deren reale Lebensgeschichten sich gänzlich auf dem Schlachtfeld der politisch-ideologischen Auseinandersetzungen ihrer Zeit abspielten.

I SOZIALISATION

Geboren ins 19. Jahrhundert: Familiäre Herkunft und Prägung

Wer sich scheut vor dem dichten Walde, in dem der Palast der Idee steht, wer sich nicht durchhaut mit dem Schwerte und küssend die schlafende Königstochter weckt, der ist ihrer und ihres Reiches nicht wert, der mag hingehen, Landpastor, Kaufmann, Assessor oder was er sonst will, werden, ein Weib nehmen, Kinder zeugen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, aber das Jahrhundert erkennt ihn nicht als seinen Sohn an.¹

FRIEDRICH ENGELS, 1841

Wollte man sich die neun jungen Menschen, um die es im Folgenden gehen wird, auf einem Gruppenporträt vorstellen, wären darauf acht Männer und eine Frau zu sehen, deren Lebenswege sich schon aufgrund ihrer unterschiedlichen geografischen Herkunft grundsätzlich unterschieden. Andererseits glichen sie sich auf bemerkenswerte Weise, und zwar nicht nur vordergründig aufgrund der – keineswegs zwangsläufigen – Hinwendung zum Marxismus im jungen Erwachsenenalter, sondern auch hinsichtlich ihrer Vorprägungen in Elternhaus und Schule sowie den sich daraus formenden Selbst- und Gesellschaftsbildern.

Um sich mit ihnen vertraut zu machen, steht am Anfang die Frage nach der jeweils individuellen Herkunft, Schulbildung und jugendlichen Lektüre und damit nach der frühen, sozusagen vorsozialistischen Politisierung. Anhand einer teils überbordenden, aber oft unbefriedigenden biografischen Literatur sowie bisher vernachlässigter Selbstzeugnisse lassen sich diese individuellen Sozialisationswege nicht nur detailliert rekonstruieren, sondern durchaus auch aufeinander beziehen, selbst wenn sie sich über mehrere europäische Länder verteilt entfalteten. Denn alle neun waren nicht nur qua Geburt Kinder des 19. Jahrhunderts, sondern umarmten schon im Heranwachsen ihr Zeitalter als persönliche Herausforderung. Ihre in jungen Jahren

verfassten Briefe, Tagebücher, Zeichnungen und Notizen zeigen, wie sie, ganz wie der junge Friedrich Engels – vielen später ein intellektueller Ziehvater –, voller Emphase nach der Schneise suchten, die sie eigenhändig in jenen »dichten Walde« schlagen konnten, in dem die Freiheit wie eine Prinzessin darauf wartete, wach geküsst zu werden.

Eduard Bernstein und Jules Guesde wuchsen in einfachen, ja ärmlichen Verhältnissen inmitten europäischer Metropolen auf. Bernstein wurde am 6. Januar 1850 als siebtes von 15 Kindern in eine jüdische Berliner Familie geboren. Diese gehörte »zwar nicht der Bourgeoisie [an], aber auch nicht dem Proletariat«, wie er es selbst einmal etwas unschlüssig formulierte.² Bernsteins Vater arbeitete zunächst als Klempner, später als Eisenbahningenieur und konnte mit seinem Einkommen so der großen Familie ein Leben in »erträglicher Armut« sichern.³ Aus ebenso einfachen Verhältnissen stammte Jules Guesde. Der am 11. November 1845 unter dem Namen Jules Bazile geborene Franzose wuchs mitten in Paris, auf der Île Saint-Louis, auf. Guesdes Vater verdiente den stets knappen Lebensunterhalt für die siebenköpfige Familie als Privatlehrer.⁴ Finanzielle Nöte sollten Guesde sein Leben lang begleiten. Trotz seiner hervorragenden Schulleistungen konnte er aus Geldmangel keine Universität besuchen und arbeitete zuerst als Verwaltungsangestellter. Mit Anfang 20 wurde er Journalist. Bernstein besuchte mithilfe eines Stipendiums, das ihm ein Verwandter gewährte, immerhin das Gymnasium und konnte sich so zunächst als Banklehrling und später als Privatsekretär ein relativ geregeltes Einkommen sichern. Beide waren als Kinder oft krank und eher schwächlich; vor allem Guesde war auch im Erwachsenenalter bei anhaltend schlechter Gesundheit.

Die übrigen sieben Protagonisten entstammten eher gut situierten Familien. Die Eltern von Georgi Plechanow und Wladimir Iljitsch Lenin besaßen Land- beziehungsweise Stadtgüter, deren Haushalt von Bediensteten versorgt wurde. Nach einer materiell sorglosen Kindheit verloren beide jedoch in jungem Alter ihre Väter. Sie mussten daraufhin die Rolle des Hausherrn übernehmen und die Abwicklung des elterlichen Besitzes regeln, was beide frühzeitig sowohl mit Geldfragen als auch mit der ländlichen Bevölkerung in Berührung brachte. Georgi Plechanow wurde als erstes von zwölf Kindern

am 29. November 1856 in Gudalowka geboren, einem Örtchen in der zentralrussischen Provinz Tambow, etwa 450 km südöstlich von Moskau. Sein Vater entstammte dem tatarischen Adel und besaß ein Landgut von 109 Hektar und 50 Leibeigenen.⁵ Bevor er sich auf die Gutsverwaltung zurückzog, hatte Plechanows Vater jahrzehntelang im zaristischen Heer gedient. Zwar hatte die Mutter selbst so viel Wohlstand mit in die Ehe gebracht, dass sich der Wert des Gutes verdoppelte, doch nach der Bauernbefreiung 1861 kämpfte die Familie mit anhaltenden finanziellen Problemen.

Als Georgi Plechanow 15 Jahre alt war, gab der Vater die Gutsverwaltung auf und wechselte in die lokale Selbstverwaltung (*Zemstwo*). Beide Entwicklungen prägten Plechanows Jugend nachhaltig. Sie sensibilisierten ihn für politische Fragen, denn sowohl der Bankrott des Gutes als auch der Wechsel in den Staatsdienst resultierten unmittelbar aus den einschneidenden politischen Reformen unter Zar Alexander II. 1873 starb der Vater, und Plechanow musste – er war damals 17 – der Mutter helfen, den Familienbesitz zu veräußern. Im Verlauf dieses Verfahrens kam es zu heftigen, teils sogar gewalttätigen Auseinandersetzungen mit den lokalen Bauern. Diese Ereignisse sollten sein politisches Denken nachhaltig prägen.

Wladimir Uljanow, der später den Namen Lenin annahm, wurde am 10. April 1870 in Simbirsk an der Wolga, 700 km östlich von Moskau, geboren – auch er wuchs in der Provinz auf. Sein Vater Ilja war Physik- und Mathematiklehrer und brachte es als liberaler Pädagoge bis zum Schulinspektor und in den Adelsstand. Lenins Mutter, einer ebenfalls landbesitzenden, deutsch-schwedisch-russischen Familie entstammend, sprach mehrere Sprachen und ließ sich ebenfalls für den Lehrerberuf ausbilden. Sie widmete sich aber nach der Eheschließung der Familie und den Kindern. Die relative materielle Sicherheit und konstante Bildungsförderung der Eltern prägten Lenins Kindheit, obwohl auch er schon in früher Jugend auf dramatische Weise mit der »großen« Geschichte in Berührung kam. Ein Jahr nachdem sein Vater überraschend an einer Hirnblutung gestorben war, wurde sein älterer Bruder Alexander 1887 wegen revolutionärer Umtriebe und infolge eines missglückten Attentats auf den neuen Zaren gehängt. Lenin hatte noch eine ältere Schwester sowie zwei jüngere

Geschwister, doch wie Plechanow musste auch er als 17-Jähriger die Rolle des Familienvorstandes übernehmen und sich um die finanziellen Belange der zwar immer noch wohlhabenden, aber infolge von Alexanders Hinrichtung nun gesellschaftlich geächteten Familie kümmern.⁶

Auch Peter Struve und Rosa Luxemburg stammten ursprünglich aus dem russischen Zarenreich – Struve aus der Provinz Perm, über 1000 km östlich von Moskau gelegen, und Luxemburg aus Zamość, einer Stadt 250 km südöstlich von Warschau am westlichen Rand des Reiches. Struves Familie war erst Anfang des 19. Jahrhunderts aus Norddeutschland nach Sibirien emigriert, wodurch sich sein deutsch-dänischer Großvater Friedrich Georg Wilhelm Struve dem napoleonischen Militärdienst entzog. Die Familie wohnte zunächst in Dorpat (dem heutigen Tartu in Estland) und übersiedelte später nach St. Petersburg, wo Friedrich Struve als Mathematiker und Astronom zu Rang und Namen kam, in den Adelsstand gehoben wurde und die russische Staatsbürgerschaft erhielt. Peter Struves Vater wurde hoher Verwaltungsangestellter. Er stand dem Großvater in Loyalität und Fleiß für das neue Vaterland zwar in nichts nach, fühlte sich jedoch zeitlebens als »Fremder« und nirgends voll integriert. Er hatte beruflich oft Ärger und musste häufig den Posten wechseln. Zahlreiche Umzüge prägten das Familienleben: Auf St. Petersburg und Astrachan (Südrußland) folgten Perm (Sibirien) und Stuttgart, wo Struve als neunjähriges Kind fließend Deutsch lernte. Die Mutter, eine als unstetig, flatterhaft-erratisch und extrem übergewichtig beschriebene Frau, trug offenbar wenig zur familiären Stabilität bei.⁷ Dennoch wuchs Struve als der jüngste von sechs Söhnen in gesicherten materiellen Verhältnissen auf. Die Familie verfügte über ausreichend Mittel, um den Kindern eine gute Bildung und damit eine sichere Laufbahn als Lehrer, Diplomat oder Wissenschaftler zu ermöglichen.

Wie Struve wuchs auch Rosa Luxemburg, geboren am 5. März 1871, in relativ stabilen ökonomischen Verhältnissen auf. In ihrer Kindheit war es aus anderen Gründen unruhig, denn die Familie stand in ihrem alltäglichen Leben von zwei Seiten unter Druck: Vonseiten der Mehrheitsgesellschaft bekam sie die zunehmend antisemitisch aufgeladene Stimmung zu spüren. Daneben machten die assimilations-

feindlichen Orthodoxen ihnen zu schaffen. Aus dieser zweifachen Bedrängnis aber speiste sich auch ein der Familie nachgesagter »einzigartige[r] Zusammenhalt«.⁸ Luxemburgs Vater war als Holzhändler viel unterwegs und durchaus erfolgreich. Die Familie konnte sich ein komfortables Zuhause am zentralen Platz von Zamość, ganz in der Nähe des Rathauses, leisten. 1873 florierte sein Geschäft so sehr, dass die Familie den Umzug nach Warschau wagte, wo Luxemburg als jüngstes von fünf Kindern aufwuchs und zur Schule ging. Als sie drei Jahre alt war, wurde ein Hüftleiden fehldiagnostiziert und falsch behandelt, was zu einer leichten, aber deutlich sichtbaren körperlichen Behinderung führte, sodass Luxemburg ihr Leben lang humpelte. Im Alltag sprach und »fühlte« die Familie polnisch, doch gehörten die deutsche Sprache und Literatur, vor allem der von Luxemburgs Mutter verehrte Schiller, eng zum häuslichen Leben. Der Vater brachte gelegentlich ausländische Zeitungen mit nach Hause, und beide Eltern vermittelten den Kindern früh ein Interesse am literarischen und politischen Leben. Die Biografen streiten bis heute über die Stärke des polnischen, deutschen oder jüdischen Einflusses; alle sind sich aber darin einig, dass Rosa Luxemburg ein wissenshungriges Kind war und in ihrer Bildung von ihren Eltern besonders gefördert wurde.⁹

Karl Kautsky teilte das Privileg, in eine relativ gut situierte und bildungsorientierte Familie hineingeboren zu sein. Auch er wuchs in einem Elternhaus auf, in dem es viel Interesse für tagesaktuelle und gesellschaftskritische Themen gab. Trotz mancher Engpässe konnten die Eltern von ihren künstlerischen Berufen leben – der Vater verdiente sein Einkommen als Theatermaler, die Mutter arbeitete als Schriftstellerin und Schauspielerin. Geboren in Prag am 16. Oktober 1854, wuchs Karl Kautsky als erstes von vier Kindern in einer deutsch-tschechischen Familie auf. Sein Vater war als Tscheche auch »tschechisch national gesinnt«, seine Mutter hatte österreichische Eltern, sprach aber neben ihrer deutschen Muttersprache auch Tschechisch.¹⁰ Kautskys Bildungskarriere führte ihn durch drei weltanschauliche Schulen: den Calvinismus eines Privatlehrers, den Katholizismus im Klosterkonvikt Melk und den »modernen« Humanismus am Akademischen Gymnasium in Wien. Dorthin war die Familie 1863 gezogen, nachdem Vater Kautsky als Hoftheatermaler am Wiener Burgtheater

endlich eine feste Anstellung gefunden und seine »Familie von Intellektuellen« aus »dürftiger Bohème« in einen »soliden Wohlstand« gehoben hatte.¹¹

Victor Adler und Jean Jaurès heben sich von den anderen sieben Protagonisten dadurch ab, dass sie mit den Geisteshaltungen ihrer Familien brachen, bevor sie sich für ein – dann auch relativ spätes – Engagement in der sozialdemokratischen Bewegung entschieden. Victor Adler wurde am 24. Juni 1854 in Prag geboren. Wie Kautsky wuchs er zunächst in Prag, später in Wien auf. Sein Vater, ein Tuchhändler aus einer jüdisch-mährischen Familie, hatte sich in Wien als Börsen- und Immobilienhändler einen beachtlichen Wohlstand erarbeitet. Zusammen mit seiner Frau, die ebenfalls jüdischer Herkunft war, konvertierte er 1884 teils aus religiöser Überzeugung, teils aus praktischem Assimilationswillen zum Katholizismus.¹² Victor Adler war das älteste von fünf Kindern. Er wurde »patriarchalisch« und »spartanisch« erzogen. Seiner späteren Frau Emma zufolge hinterließen der »Ernst seiner Kinderjahre« sowie die Erfahrungen mit antisemitischer Diskriminierung im kindlichen Alltag tiefe Spuren in Adlers Persönlichkeit.¹³ Vielleicht resultierte auch daraus ein Stotterleiden, von dem er im Alter von 19 Jahren in einer Spezialklinik geheilt wurde. Der materielle Wohlstand seines Elternhauses sicherte ihm jedoch eine hervorragende gymnasiale und universitäre Bildung. Er studierte in Wien zeitgleich mit Sigmund Freud Medizin und wurde Arzt. Politisch tendierte Adler in seiner Jugend zunächst zu den Deutschnationalen und folgte damit der nationalkonservativen Gesinnung seines Elternhauses. Erst nach Jahren der dezenten Hinwendung zu sozialkritischen Positionen investierte er nach dem Tod des Vaters 1886 das elterliche Erbe in die Gründung der *Gleichheit*, der ersten sozialdemokratischen Zeitung des Habsburgerreiches.

Jean Jaurès' Biografie ähnelt der Adlers auf zweierlei Weise. Auch Jaurès fand erst recht spät, mit 31 Jahren, zum Sozialismus und auch er stieß damit auf entschiedenen Widerstand bei Teilen seiner Familie. Jaurès wuchs, wie Plechanow, auf dem Land auf, er kannte und liebte das Land- und Bauernleben. Er wurde am 3. September 1859 als erster von zwei Söhnen in Castres, einer Kleinstadt im südfranzösischen Departement Tarn, geboren. Seine Eltern, beide aus gut situier-

tem Hause aus der Region stammend, erwarben in den 1860er Jahren einen Bauernhof am Stadtrand. Der als milde und lebensfroh beschriebene Vater wechselte vom wenig ertragreichen Dasein als Handelsmann in die nicht minder mühsame Landwirtschaft. Die Mutter vermittelte dem Sohn ihren Katholizismus, gepaart mit einem Glauben an das Gute im Menschen. Die angesehene Herkunft der Familie, aber auch anhaltende ökonomische Schwierigkeiten prägten Jaurès' Kindheit. Als hervorragender Schüler konnte er im Alter von zehn Jahren mithilfe eines Stipendiums das *Collège de Castres* besuchen, wo man dem stämmigen Jungen nachsagte: »Er lernte so gern, wie er aß.«¹⁴ Jaurès beendete das Gymnasium als einer der Besten und erarbeitete sich so den über Stipendien finanzierten Weg an die Pariser Eliteuniversität *École Normale Supérieure (ENS)*, wo Émile Durkheim und Henri Bergson zu seinen Kommilitonen zählten.

Diese biografischen Skizzen verweisen darauf, dass keiner der Protagonisten dem oft bemühten stereotypen Bild eines Berufsrevolutionärs entspricht, der alle persönlichen Brücken in seine Vergangenheit vollständig abbricht, um sich als »bürgerlicher Radikaler«¹⁵ oder »bourgeoisier Deserteur«¹⁶ in den Kampf der Arbeiterbewegung zu stürzen. Beide Zuschreibungen – Radikalität und Herkunftsdesertion – bleiben dabei meist sehr vage und die Selbstsicht und Vorbilder der (marxistischen) Akteure außen vor. Karl Marx selbst benutzte das Wort »radikal« gern. Mit Verweis auf dessen lateinischen Ursprung bezog er es sowohl auf das Denken als auch auf das Handeln, ohne diese beiden Kategorien strikt voneinander zu trennen. Paradigmatisch für dieses Verständnis und zugleich ein zentraler Referenzpunkt sämtlicher Marx-Schüler war jene eingangs bereits erwähnte Stelle in der *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, in der der junge Marx der Philosophie den Abstieg aus dem theoretischen Himmel und das praktische Eingreifen in die Realgeschichte auf die Fahnen schrieb:

Die Waffe der Kritik kann allerdings die Kritik der Waffen nicht ersetzen, die materielle Gewalt muß gestürzt werden durch materielle Gewalt, allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift. Die Theorie ist fähig, die

Massen zu ergreifen, sobald sie *ad hominem* demonstriert, und sie demonstriert *ad hominem*, sobald sie radikal wird. Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst. Der evidente Beweis für den Radikalismus der deutschen Theorie, also für ihre praktische Energie, ist ihr Ausgang von der entschiedenen *positiven* Aufhebung der Religion. Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der *Mensch das höchste Wesen für den Menschen* sei, also mit dem *kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist [...].¹⁷

Denken war für Marx immer auch eine Form des Handelns. Die Grenze zwischen Theorie und Praxis hob sich dialektisch, in der Kritik jeder Philosophie, in der der Mensch nicht zentral steht, wie von selbst auf. Sich den Menschen auf diese Weise gottgleich als Ausgangs- und Endpunkt der Gesellschaftskritik vorzustellen hieß »radikal« sein. Diese Ansicht lag im Kern des Selbstverständnisses marxistischer Intellektueller, und sie rechtfertigte damit auch die Verwandlung des Marx'schen Namens in einen sowohl analytischen als auch programmatischen Begriff: Marxismus.

Dennoch hat in keiner der betrachteten Marxisten-Biografien ein absoluter Bruch mit der eigenen Herkunft, also eine Abkehr von Familie, Freunden, Bekannten und einem »bürgerlichen« Lebensstil stattgefunden. So kann man etwa in Bezug auf Victor Adler keineswegs von einer »Entfernung« der Familie aus der »bürgerlichen Welt« sprechen.¹⁸ Gleichwohl das Leben der Adlers durch dessen Engagement in der Sozialdemokratie zeitweise durchaus in Unruhe versetzt wurde – Hausdurchsuchungen, Arreste, Geldnöte etc. prägten den Familienalltag –, gehörte sie spätestens seit 1905, als Adler Reichsratsabgeordneter wurde, (wieder) zum respektablen Bürgertum. Ihr Mann fand allgemeine »Verehrung und Anerkennung«, wie seine Frau Emma in ihren Memoiren schreibt, und er starb 1918 als Minister.¹⁹

Selbst die vier Protagonisten, die dem Bild des Berufsrevolutionärs am nächsten kommen – Guesde, Plechanow, Lenin und Luxemburg –, hielten trotz Exil oder Haft den Kontakt zu ihrer Verwandt-

schaft und damit zu ihrem »früheren« Leben. Luxemburgs Familie setzte sich nach ihrer Verhaftung 1906 in Warschau aktiv für ihre Freilassung ein und stellte gegen ihren Willen die Kaution.²⁰ Guesdes Vater, der als Privatlehrer auf einen untadeligen Ruf angewiesen war, setzte sich beim französischen Staatspräsidenten Adolphe Thiers persönlich für die Begnadigung seines hitzköpfigen, aber doch zutiefst »patriotischen« Sohnes ein, der nach der Niederschlagung der Pariser Kommune ins Exil geflüchtet war.²¹ Und wenn Luxemburg, Lenin oder Adler nicht im Gefängnis saßen, pflegten sie (wie alle anderen auch) einen bürgerlichen Lebensstil am unteren Rand der Mittelschicht, der sich ganz und gar aus ihrer Sozialisation erklärt.

Dennoch verliefen diese Revolutionskarrieren fernab des gewöhnlichen (klein-)bürgerlichen Lebens, das den vier Genannten auch offen gestanden hätte. Insofern trifft es zu, dass sie ihren »konventionellen Platz in der Gesellschaft opferten«, um in die Sozialdemokratie zu gehen. Doch sie betrachteten dies als konsequenten Schritt und nicht als »Opfer«.²² Sie entschieden sich, meist sogar noch bevor sie in jenen Professionen überhaupt Fuß gefasst hatten, gegen ihre erlernten Berufe als Anwalt (Lenin), Ingenieur (Plechanow), Bankkaufmann (Bernstein) oder Verwaltungsangestellter (Guesde), tauchten unter oder gingen ins Exil, um einer Verhaftung wegen ihrer politischen Aktivitäten zu entkommen. Sie lassen sich keiner bestimmten Klassenkategorie zuordnen, denn das Problem einer solchen Zuordnung ist gerade der Klassenblick: Er produziert analytische Kategorien, die viel starrer sind, als es die historische Realität war. Denn kehrt man den Blick um und schaut aus einer lebensweltlichen Perspektive auf die Sozialisations- und Politisierungswege der Protagonisten, so trifft die Rede von der Klassendesertion oder den abgebrochenen Existenzen nicht den Kern dieser individuellen Entwicklungswege.

Zudem deuten weder die überlieferten autobiografischen Reflexionen das marxistische Engagement als radikalen Bruch mit der eigenen Vergangenheit, noch lässt sich eine solche Interpretation aus Selbstzeugnissen herauslesen. Die Hinwendung zur oft noch wenig organisierten Arbeiterbewegung folgte vielmehr einer ganz bestimmten biografischen Logik. Der Entschluss, sich mit großem Ernst und festem Glauben in die eigenen Wirkungschancen politisch einzu-

mischen, nach Kontakten zu Arbeitern und revolutionären Kreisen zu suchen und damit die Bahnen eines relativ geordneten Lebens zu verlassen, war keine Schlüsselmomententscheidung, sondern wuchs graduell mit dem stets kritischeren Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Häufig trifft tatsächlich die eingangs erwähnte These Eric Hobsbawms zu, dass dieses Engagement lebensweltlich-subjektiv fundiert und motiviert war. Man wurde Revolutionär, weil man glaubte, dass sich die subjektiven Erwartungen an das eigene Leben – relativ unabhängig von der objektiven sozialen Lage – nicht ohne ein Engagement für eine fundamental andere Gesellschaft erfüllen würden. Hobsbawms These und die hier angestellten Überlegungen zur Gründergeneration des Marxismus werden inzwischen auch von sozialpsychologischen Forschungen zur Motivation politischen Engagements bestätigt.²³

Die Protagonisten sahen den Schritt in die Sozialdemokratie also nicht als Flucht aus der eigenen Geschichte oder Klasse, sondern als einzig vernünftig erscheinenden, durch die beobachteten Umstände als zwingend empfundenen Schritt ins Erwachsenendasein. Selbst dort, wo die relative Systemtreue der Eltern das Engagement für die sozialistischen Ideen behinderte, kam es trotz teils heftiger Auseinandersetzungen am Familientisch nicht zum Bruch. Jules Guesde wurde, wie bereits erwähnt, als Jules Bazile geboren, nahm aber nach seinem Ausscheiden aus der *Préfecture de la Seine* mit 21 Jahren den Mädchennamen seiner Mutter an, um den Ruf des Vaters als Privatlehrer und den innerfamiliären Frieden nicht zu gefährden.²⁴ In der Schwiegerfamilie von Jean Jaurès sorgte dessen Einzug als sozialistischer Abgeordneter in die Nationalversammlung für Naserümpfen und böswillige Kommentare. Eine Tante mütterlicherseits hielt ihm vor, er sei Sozialist geworden, um Geld zu verdienen und seiner vermeintlich anspruchsvollen Frau Louise ein vornehmes Leben zu ermöglichen.²⁵ Doch kann auch hier von einem Bruch mit der eigenen Herkunft nicht die Rede sein.

An Adlers Fall, der in dieser Gruppe den größten familiären Widerstand gegen seine sozialkritischen Ansichten überwinden musste, kann man erkennen, wie heftig politische Streitigkeiten das patriarchalisch geprägte Familienleben aufwühlen konnten. In einem Brief

an seinen Freund Engelbert Pernerstorfer beschrieb der 19-jährige Adler eine Szene, die sich im Frühling 1871, wenige Wochen nach dem Ausbruch der Unruhen in Paris, am heimischen Küchentisch abspielte:

Gesprächsstoff war die Commune. Ich bin nun keineswegs einverstanden mit der Bewegung, mußte sie aber den Einwänden und Bezeichnungen, die der Vater gebrauchte – Mörder, Diebe, Strolche etc. – gegenüber verteidigen. Da es sich aber bei derartigen Debatten von vornherein versteht, daß die väterliche Autorität siegt, so geht's im bekannten Cirkel über Stock und Stein. Und hilft das nicht, wird gedonnert: »Vieh, Dummkopf etc.« Zulezt wird bedauert, daß mir alles Moralische und Rechtsempfinden abhanden gekommen ist, und daß mir die Unterschiede zwischen Mein und Dein unklar seien und urplötzlich sitzt ein solcher Strolch und Dieb da am Tisch.²⁶

Diese starre Haltung des Vaters hinderte Victor daran, sich zu dessen Lebzeiten aktiv für die Sozialdemokratie zu engagieren. Auf den Tod des dennoch geliebten Vaters zurückblickend, schrieb Adler 1896 an Kautsky, dieser Verlust habe beim ihm einen Riss im Leben verursacht. »Niemals verstand mein Alter ganz, was ich wollte, soweit er mich verstand aber, war er dagegen u[nd] so waren wir ewig im Kampfe. Aber doch fehlte er mir.«²⁷

Ähnlich ging es im Hause Bernstein zu. Der Vater nahm dem Sohn den Beitritt zur Sozialdemokratie Anfang der 1870er Jahre »sehr übel«, doch offenbar »nicht aus einem Klassenempfinden heraus«, sondern aus Ärger über die sozialdemokratischen Angriffe auf die liberal-demokratische *Berliner Volks-Zeitung*, für die Eduards Onkel Aaron, ein 1848er, die Leitartikel schrieb. Folglich sei der Vater-Sohn-Konflikt nicht ganz so »schlimm« gewesen:

So heftig der Vater werden konnte, so wenig war er nachtragend [...] War der Streit bei Tische ausgebrochen, so kam es des öfteren vor, daß Vater das Eintreten einer Pause dazu benutzte, ein besonders gutes Stück Fleisch von seinem Teller auf meinen zu legen, und was dergleichen Zeichen väterlicher Liebe mehr waren.

Sachlich freilich gab keiner von uns nach, wir waren eben beide »Dickköpfe«. Erst nach und nach milderte sich die Gereiztheit meines Vaters.²⁸

Dessen Kritik reichte aber über wohlmeinende Einwände und altkluge Ratschläge nicht hinaus, so etwa, wenn Bernstein als 22-Jähriger in den ersten Monaten seines Engagements für die Berliner Sozialdemokraten zur Agitation ins Umland fuhr und der Vater ihn warnte, man wolle dort nichts von ihm wissen und werde stattdessen »mit Stangen gegen dich losgehen«.²⁹ Bernsteins sozialdemokratische Aktivitäten wurden also toleriert, solange dieser seiner Arbeit als Bankkaufmann im Berliner Bankhaus S. & L. Rothschild ordentlich nachging, seine Agitationsarbeit auf Feierabende und Wochenenden beschränkte und die sozialdemokratischen Genossen nur nach Hause brachte, wenn der Vater abwesend war.

Das Beispiel Eduard Bernsteins zeigt besonders deutlich, wie vereinbar das Leben eines »bürgerlichen Radikalen« mit der bürgerlichen Welt sein konnte. Er, der sich in seinen Erinnerungen als »Nichtproletarier«³⁰ bezeichnete, arbeitete insgesamt sieben Jahre (1871–1878) bei den Rothschilds und konnte sich während dieser Zeit ungestört der sozialdemokratischen Parteiarbeit widmen:

Das Gehalt, das ich als Angestellter im Bankgeschäft bezog, versetzte mich [...] in die glückliche Lage, mich meiner Tätigkeit in der Partei unentgeltlich widmen zu können. Ich war ihr mit ganzer Seele ergeben. Fast meine ganze freie Zeit brachte ich in der Betätigung meiner politischen Gesinnung zu, sei es in Mitgliederversammlungen und Ausschusssitzungen der Partei oder auf der Agitation im weiten Umkreise von Berlin.³¹

Auch die Familie Kautsky tolerierte das sozialistische Engagement des Sohnes. Dass Karl Kautskys Vater sich »riesig ärgerte«, wenn die Parteiarbeit des Anfang 20-Jährigen ein »unaufhörliches Kommen und Gehen von Sozialdemokraten« in der elterlichen Wohnung verursachte, wie Kautsky im Juli 1877 an seine Mutter schrieb, hieß noch lange nicht, dass man ihm diese seinerzeit in Wien nicht ganz unge-

fährliche Geschäftigkeit untersagt hätte.³² Wohl führte der Vater im entscheidenden Moment – dem Parteieintritt Kautskys 1875 – ein ernstes Gespräch mit dem Sohn, um diesen vom Weg in die Sozialdemokratie abzubringen. Von diesem »verhängnisvollen Schritt« abhalten aber konnte oder wollte er ihn letztlich nicht. Auch hier entschloss sich der Sprössling zur Verwendung eines Pseudonyms in der Parteipresse, um den Ruf des Vaters und seines Ateliers nicht zu schädigen. Erst fünf Jahre später trat Kautsky journalistisch unter seinem Klarnamen in Erscheinung.³³

Nun werden hier neun Biografien aus vier sehr unterschiedlichen Ländern miteinander verglichen. Wer sich wie Bernstein in Deutschland, Jaurès in Frankreich oder Kautsky in Österreich als engagierter Bürger der Sozialdemokratie anschloss, indem er vor allem in der sozialdemokratischen Presse arbeitete oder sich, wie Guesde und Adler, öffentlich für die republikanischen oder nationalen Belange einsetzte, wurde von den staatlichen Autoritäten trotz vieler Repressionen nicht unweigerlich als systemgefährdender Umstürzler verfolgt. Anders lagen die Dinge für Luxemburg, Plechanow, Struve und Lenin im zaristischen Polizeistaat, in dem sich die frühe Arbeiterbewegung aus den Reihen ehemaliger Populisten, Narodniki und Terroristen rekrutierte und der gewaltsame Umsturz des Zarentums für die meisten Oppositionellen der einzig denkbare Ausgangspunkt für eine Lösung der Sozialen Frage war.³⁴ Hinzu kommt aber auch, dass es in Russland eine viel weniger ausgeprägte Bürger- oder Klassenkultur gab – eine Tatsache, die Rosa Luxemburg kurz nach der Jahrhundertwende in einer Fernanalyse zu der Einsicht bringen sollte, die sozialistische Intelligenz Russlands habe einen »viel unbestimmteren Klassencharakter«, sei »viel mehr deklassiert, im genauen Sinne des Wortes«, als die sozialdemokratisch engagierten Intellektuellen in Westeuropa.³⁵ Für den russisch-polnischen Kontext kann demnach noch weniger von einer bruchartigen Klassenflucht von »bourgeoisien Deserteuren« oder »bürgerlichen Radikalen« die Rede sein, da diese Zuschreibungen ein Maß an Verwurzelung im Bürgertum beziehungsweise Entfremdung davon anlegen, das zumindest in den hier untersuchten Biografien so nicht zu erkennen ist.

Statt somit von einer Flucht aus der eigenen Herkunft zu sprechen, kann man die Protagonisten eher mit jenen »marginalen« Männern vergleichen, die Lynn Hunt unter den städtischen Aktivisten – Kaufleuten, Handwerkern, Freiberuflern – während der Französischen Revolution ausgemacht hat. Auch dies waren (ganz überwiegend) Männer, die als »Außenseiter« oder »periphere« Persönlichkeiten abseits des Mainstreams standen, ohne jedoch prinzipiell isoliert oder latent gewaltbereit zu sein. Sie waren frei von Bindungen an traditionelle Institutionen, und gerade aufgrund ihrer Herkunft, relativen Marginalität, hohen Mobilität und Vernetzung waren sie willens und fähig, althergebrachte politische Bräuche und Allgemeinplätze grundsätzlich zu hinterfragen.³⁶

Man könnte die Lebensläufe unserer neun Protagonisten also letztlich als »relativ freischwebend« (Karl Mannheim) beschreiben, denn sie begannen ihre politischen Leben in einer Art »Mittellage«. Sie entstammten verschiedenen sozialen Lagen und fanden vor allem über Bildung, *das Medium* »moderner Geistigkeit«, wie es Mannheim ausdrückte, als »geistige Generation« zusammen. Am Ende ihrer Hinwendung zu Marx verstanden sie ihren Marxismus als die Quintessenz eines gebildeten, nämlich »wissenschaftlichen Sozialismus«. Sie schwebten nicht »gleichsam im luftleeren Raume« über den anderen Klassen, sondern optierten aus einem relativen Losgelöstsein heraus dafür, sich einer »klassenmäßig ihnen fremde[n] Gruppe« anzuschließen. Ihr »soziales Habitat« – die zunehmend europäisch vernetzte Sozialdemokratie – war zugleich »lokal« und »distanziert«, national verwurzelt und transnational entwurzelt. Im besten Falle verfügten sie über eine besondere »soziale Sensibilität« für gesellschaftliche Konfliktlagen und waren bemüht, »lebendig zu vermitteln, politische Entscheidung mit vorangehender Gesamtorientierung zu verbinden«. Im schlimmsten Falle mündete ihre relative Ferne zum Produktionsprozess, das heißt zur realen Lebens- und Arbeitswelt von Arbeitern, in gegenseitigem Misstrauen und ideologischem Fanatismus. Und um diesen »Mangel an sozial-vitaler Bindung« zu kompensieren, so Mannheims These, glitten manche von ihnen in den Radikalismus ab.³⁷

Eng verbunden mit der Beobachtung, dass die hier betrachteten Biografien also mehr Kontinuitäten als Brüche aufwiesen, ist die Frage nach der Relevanz des familiären – großelterlichen, elterlichen oder geschwisterlichen – Erbes an politischen und weltanschaulichen Überzeugungen im Leben dieser Heranwachsenden. Der biografisch vorgegebene »Wissensvorrat«, der ihnen wie ein ideeller Rucksack mit auf den Weg gegeben worden war, prägte ihr politisches *coming of age* auf nachhaltige Weise.³⁸ Dieses geistige oder, wenn man so will, ideengeschichtliche Rüstzeug des Elternhauses wirkte über weltanschauliche und religiöse Vorstellungen, Lektüeranregungen und Bildungschancen weit in die individuellen Entwicklungswege hinein. In einigen Familien wurden die Kinder sogar ermutigt, sich mit den seinerzeit stets breiter rezipierten sozialistischen Ideen auseinanderzusetzen. Die Hinwendung zu Marx' Gedankenwelt erfolgte jedoch unabhängig von der politischen Gesinnung im Elternhaus meist erst in einem zweiten Schritt – als Selbststudium, im (brieflichen) Gespräch mit Gleichgesinnten, auf Reisen oder von Angesicht zu Angesicht beim Besuch der »Meister« in London.

Auffällig sind die sozialkritisch-humanistischen Eingebungen dreier Mütter: Kautskys Mutter Minna veröffentlichte mehrere Romane und Erzählungen, die offen für die sozialistischen Ideen warben; Jaurès' katholische Mutter erzog ihren Sohn zwar im Geiste christlicher Hingabe, ließ aber ein hohes Maß an weltanschaulicher Toleranz walten, als dieser sich als junger Mann von der Religion lossagte.³⁹ Und Maria Plechanowa wird als eine empathische, gutmütige Frau beschrieben, die ihrem Erstgeborenen Gerechtigkeitsinn und Mitgefühl für das Leiden seiner Mitmenschen lehrte.⁴⁰ Im Falle Kautskys spielte zudem der Großvater mütterlicherseits eine wichtige Rolle. Wie aus dem Briefwechsel der beiden zwischen 1869 und 1874 hervorgeht, verwickelte dieser schon den 17-jährigen Jungen in ein warmherziges, weltanschaulich offenes Gespräch über Gott und die Welt. Und schließlich kam Lenin durch seinen Bruder Alexander unmittelbar mit der Praxis und den Konsequenzen sozialrevolutionären Engagements in Berührung. Die einschneidende Wirkung, die die Verhaftung und Hinrichtung Alexanders auf den vier Jahre Jüngeren hatte, ist von der jüngeren Forschung eindrücklich herausgearbeitet worden.⁴¹

Im Folgenden wird diesen Einflüssen und Eingebungen je nach Quellenlage etwas genauer nachgespürt; bisher vernachlässigte Selbstzeugnisse geben darüber beredten Aufschluss. In einigen Fällen lässt sich keine besondere familiäre Vorprägung im politischen Sinne erkennen (dies trifft bei Luxemburg, Struve und Bernstein zu) beziehungsweise aufgrund mangelnder Quellen nicht *en détail* nachweisen (so ist es bei Jaurès, Guesde und Plechanow). Für Kautsky, Adler und Lenin sind diese Vorprägungen hingegen sehr gut dokumentiert.

Am stärksten nachweisbar ist die frühe sozialkritische Prägung Karl Kautskys durch seine Mutter und deren Familie. Minna Kautsky war die Tochter des Prager Theatermalers Anton Jaich, der die schauspielerischen und schriftstellerischen Ambitionen seiner Tochter von Beginn an förderte.⁴² Doch musste Minna Kautsky ihre ohnehin recht mühsame und unstete Theaterlaufbahn früh wegen eines Lungenleidens aufgeben und widmete sich ab 1862, als Karl Kautsky bereits acht Jahre alt war, ausschließlich der Schriftstellerei. Ihre Erzählungen vermitteln einen Eindruck davon, wie in Kautskys Familie das Arbeiterleben wahrgenommen wurde. Man schaute mit Bewunderung und paternalistisch angehauchter Zuneigung auf die einfachen Leute, versuchte, deren Lebenswelt realistisch darzustellen und das, was man für das »proletarische« Selbstverständnis hielt, lebensecht wiederzugeben. So zitierte Minna Kautsky landläufige Überlebensregeln, wie sie sie unter »armen Leuten« gehört hatte. Der Held ihrer ersten erfolgreichen Erzählung *Ein Proletarierkind*, der in der sozialistischen Bewegung aktive Schlosser Franz Denk, verliebt sich in das durch das System und den eigenen Vater ausgebeutete Proletariermädchen Marie (»Mietz«). Minna vermittelt diese proletarische Lebenswelt mit Aussagen wie: »Wir Arbeiter sind eine Familie und haben gleichgeartete Mägen, Brot [...] muss uns so lange befriedigen, bis wir uns das Fleisch dazu erkämpft haben«. Oder: »Uns Armen, Mietz, ist die Gesundheit das köstlichste Gut, sobald wir sie nur theilweise schädigen, sind wir schon ganz verloren.«⁴³ Damit gehörten die Arbeiten von Minna Kautsky zur frühen sozialistischen Tendenzliteratur, die von den einen wegen ihres Engagements gelobt – Marx bezeichnete einen ihrer Romane als die »bemerkenswerteste Erzählung der Gegenwart«⁴⁴ – und von anderen, pikanterweise auch von Engels, als durchsichtiger Partei-

kitsch kritisiert wurden. Letzterer empfahl der Autorin zur Schulung ihrer sozialkritischen Feder wohlwollend die Lektüre Balzacs.⁴⁵

Darüber hinaus arbeitete Minna Kautsky am populären *Österreichischen Arbeiter-Kalender* mit, der ab 1875 regelmäßig zur lehrreichen Unterhaltung der österreichischen Arbeiter erschien und dessen Leser – so Karl Kautsky in einem Brief an seine Mutter – der einfache Arbeiter sei, der »arme Teufel, der das ganze Jahr hindurch nichts anderes zu lesen bekomm[t]«. ⁴⁶ Kautsky, der selbst zahlreiche unveröffentlichte Romanmanuskripte hinterließ, bewunderte einerseits die »dichterische Begabung« der Mutter, die seine überrage. Andererseits stilisierte er sich nicht nur in seinen Memoiren, sondern schon in seinen frühen Briefen als Kenner der »proletarischen Welt«, mit der die Mutter erst durch ihn in Berührung gekommen sei. Es sei »freilich unangenehm«, schrieb ihr der 24-Jährige im Februar 1880 aus Zürich, »daß du mit den Kreisen, für die du schreibst, nicht in Berührung kommst und daher nicht sehen kannst, welchen Eindruck deine Arbeiten hervorrufen«. ⁴⁷ Kautsky war zwei Monate zuvor nach Zürich umgezogen, um dort für Karl Höchberg als Privatsekretär zu arbeiten – seine erste bezahlte Anstellung. Hier komme er, schrieb er indes im März 1880 an seine Eltern, »mit Arbeitern gar nicht zusammen« und fühle auch »nicht das Bedürfnis hierzu, da ich so viele intelligente Gesinnungsgenossen hier habe«. ⁴⁸

In seinen Briefen finden sich denn auch weder Zeugnisse für eine intensive Auseinandersetzung mit der »proletarischen Welt« noch für deren aufmerksame Beobachtung. Wenn Kautsky über Arbeiter schrieb, dann nur im Zusammenhang mit Vorträgen und Parteiversammlungen, auf denen er überrascht feststellte, dass es sich bei den Anwesenden keineswegs um »Tagediebe« handelte, wie es die »bürgerliche Berichterstattung« Glauben machen wollte. Vielmehr gehe es meist »ruhig, nüchtern« und »höchst korrekt parlamentarisch« zu. ⁴⁹ Oder er brachte sie, schon arg stilisiert, als »Klasse« in seine Briefe, die sich teils wie Abhandlungen lesen, ein. So etwa, wenn er in einer Tirade über den fehlenden »Gemeinsinn« unter arbeitslosen Akademikern (dem »Proletariat der Intelligenz«) klagte und mit der solidarischen Haltung der Arbeiter kontrastierte, die sich alle, ob fleißig, geschickt, ungeschickt oder arbeitslos, als Arbeiter fühlten und

wüssten, dass sie nur gemeinsam ihre Lage verbessern könnten.⁵⁰ Nicht zuletzt aufgrund dieser schemenhaften Aussagen über die Lebenswelt von Arbeitern wirkt das in seinen Memoiren beschriebene Verhältnis zur Mutter etwas unaufrichtig: »Meine Mutter, 17 Jahre älter als ich, war mir natürlich weit überlegen an Erfahrung und Weltkenntnis. Allerdings mit der proletarischen Welt kam sie erst durch mich in Berührung.«⁵¹

Zweifellos waren Kautskys wie auch immer gearteten Kontakte in die »proletarische Welt« in seiner Jugend Gegenstand eines intensiven politischen Gedankenaustauschs mit seiner Mutter. Die überlieferten Briefe sind voll von politischen Stellungnahmen, Ideenentwürfen und Kommentaren zum jeweiligen Tagesgeschehen, und sie zeigen, dass sich der Mittzwanziger (der seit seinem 20. Lebensjahr Mitglied der SPD war) schnell als erfahrener Parteimann sah, ja sich bald imstande fühlte, das Programm der Sozialdemokratie zu erläutern, wann immer er darum gebeten wurde. Auch kommentierte und redigierte er die Manuskripte seiner Mutter und gab Ratschläge für geeignete Publikationsorte.

Ähnlich einflussreich dürfte Karl Kautskys Großvater mütterlicherseits gewesen sein, mit dem er ab seinem 13. Lebensjahr in brieflichem Kontakt stand und über den er in seinen Memoiren bemerkt: »Meine Onkel und Tanten tollten mit mir herum, mein Großvater stillte meinen Wissensdurst.«⁵² Aus der überlieferten Korrespondenz geht hervor, dass der Theatermaler Anton Jaich aber keineswegs sozialistischen Ideen anhing, sondern vielmehr als warmherziger, gottgläubiger und am Schicksal des Enkels regen Anteil nehmender Großvater regelmäßig Zuspruch und Ratschlag gab. Dass er offenen Geistes war, zeigt eine Passage, in der der 21-jährige Karl 1875 begeistert von seiner Entdeckung Charles Darwins berichtet und die Lektüre des beigelegten Buches *Abstammung des Menschen* empfiehlt, das seit 1871 auf Deutsch erhältlich war:

Bester Großvater!

Sollte man es mir dereinst im Himmelreich auch als Schuld anrechnen, Darwins Werke zu lesen, so wird man es mir hoffentlich verzeihen, daß ich sie auch Dir zu lesen gebe, da du doch schon